Siebenter Jahrgang | Nr. 52 | Bern, 25. September 1914

Der freie Schweizer Arbeiter

Wochenblatt für Sozialgesinnte aller Stände.

Offizielles Organ der evangelisch-sozialen Arbeitervereine der deutschen Schweiz.

Abonnementspreis Bei der Post Fr. 1.— pro Vierteljahr, Fr. 2.— pro Halbjahr, Fr. 4.— pro Jahr, für Mitglieder von **Arbeitervereinen, Blaukreuz-** und **christlichen Jünglingsvereinen,** wenn direkt bei der **Expedition** bestellt, die Hälfte.

Redaktion: **Otto Lauterburg, Bern** Münzrain 3. Telephon 2377.

Insertionspreis: Per 4gespaltene Petitzeile 10 Cts. Bei Wiederholungen Rabatt. Man wende sich dafür an die **Expedition: Buchdruckerei J. Fischer-Lehmann** Falkenweg 3 a, Bern. Telephon 163.

An die Leser und Freunde des „Freien Schweizer-Arbeiter."

Die Ankündigung, daß das Blatt sein Erscheinen einstellen müsse, hat dem Herausgeber eine Anzahl freundlicher Zuschriften und Anfragen eingetragen, ob nicht doch eine Fortführung in irgend welcher Form möglich sei. Zunächst möchte der Unterzeichnete für alles warme Interesse, das dem Blatt entgegengebracht wird, herzlich danken. Wenn etwas ihm bei der Herausgabe des Blattes Befriedigung bot, so war es das Gefühl, es habe sich im Laufe der Jahre doch ein Kreis von Gesinnungsgenossen gesammelt und diene zu regelmäßiger Verbindung und zum Gedankenaustausch mit diesen. Und das ist in unserer Zeit und für Leute, die wissen, eine wie kleine Zahl sie sind, viel wert. Diese Beziehungen nicht zu unterbrechen ist der Hauptbeweggrund, der zu den folgenden V o r s c h l ä g e n, wie die Fortführung des Blattes noch möglich wäre, geführt hat.

Die Sachlage ist kurz die: Unser Blatt hat vom Anfang an jedes Jahr seine Rechnung mit Ausgabenüberschüssen abgeschlossen. Meist wurden diese durch besondere, von verschiedenen Seiten her fließende Beiträge jeweilen zur größeren Hälfte gedeckt. Der Krieg versetzt nun aber den Herausgeber finanziell in eine Lage, die ihm schlechthin die Deckung noch verbleibender Defizite unmöglich macht und ihm daher verbietet, dem Drucker gegenüber die Verantwortung für einen neuen Jahrgang zu übernehmen. Zugleich aber konnte er sich in gegenwärtiger Zeit nicht entschließen, wie er es früher unbedenklich tat und auch für diesen Herbst durchaus beabsichtigt hatte, zum Zweck der besseren Finanzierung des Blattes um besondere Beiträge zu bitten.

Infolge der erhaltenen Zuschriften verbleibt aber doch ein Weg offen: wenn die bisherigen Leser aus f r e i e n S t ü c k e n das Weitererscheinen sichern. Das wäre in folgender Weise möglich: Statt daß die Leser- und Abonnentenzahl infolge des Kriegszustandes zurückgeht, bedürfen wir einer **Mehr-Einnahme** in einem Betrag, der ungefähr der **V e r m e h r u n g d e r A b o n n e m e n t e u m z i r k a 500 S t ü c k** entspricht, wovon 3—400 **zum vollen Preise** von Fr. 4.—, der Rest **zum halben Preise** (näheres s. Kopf des Blattes). Dann wäre ein neuer Jahrgang gesichert.

Die bisherigen Leser, die dazu mitzuhelfen willens sind, möchten wir bitten:

1. Auf beiliegendem Blatt uns ihr Abonnement für einen e v e n t u e l l e n neuen Jahrgang **möglichst umgehend** zuzusichern.

2. Wenn möglich neue Abonnenten zu gewinnen, oder einen zweiten oder mehrere Abonnementsbeiträge auf sich zu nehmen.

3. Oder einen sonstigen Beitrag an die Kosten des Blattes zu leisten.

Sollte die Zahl der Leser, die in dieser Weise das Weitererscheinen des Blattes ermöglichen möchten, die nötige finanzielle Sicherung nur t e i l w e i s e zustande bringen, so könnten wir dann noch zum Mittel greifen, während einiger Monate nur alle **14 Tage** eine Nummer herauszugeben, um die Druckkosten entsprechend herabzusetzen. Das würde aber natürlich nur dann helfen, wenn der Abonnementspreis der gleiche bleibt. Wir müßten diesen auch gleich im Oktober für den ganzen Jahrgang erheben, mit Fr. 4. — für ein volles und Fr. 2. — für ein ermäßigtes Abonnement. Natürlich möchten wir alle, die es können, bitten, den vollen Preis auf sich zu nehmen.

Damit ist das Weitererscheinen des „Freien Schweizer-Arbeiter" völlig in die Hand der Lesergemeinde gelegt. Je nach dem Ergebnis wird dann auf **9. oder 16. Oktober** die erste Nummer eines neuen Jahrgangs erscheinen können — oder nicht!

Mit nochmaligem herzlichen Dank an alle bisherigen Mitarbeiter und Freunde:

B e r n, 22. September.

Der Herausgeber.

Sparen und Steuern.

Sparsame Lebensweise, Vermeidung aller unnötigen Ausgaben, Einschränkung in seinen Bedürfnissen gilt jetzt überall als Regel und viele handeln darnach im Bewußtsein, sogar eine patriotische Pflicht damit zu erfüllen. Und es ist ja auch sehr gesund, daß man bei der Gelegenheit entdeckt, was man den unbequemen Mahnern früher nie glauben wollte, wie manche überflüssige Ausgabe, wie viele unnötigen „Bedürfnisse" man sich im Lauf der Zeit als selbstverständlich angewöhnt hat, die man jetzt, bei gutem Willen, recht wohl entbehren kann. Namentlich die Einschränkung im Besuch einer Unmenge festlicher, geselliger und unterhaltender Anlässe, die zusammengezählt im Laufe eines Jahres auch in sonst einfach lebenden Familien ein schreckliches Geld verschlangen, ist ein wahrer Segen. Daß Wirtschaften und Vergnügungsetablissemente, Zirkusse, Kinematographen und Variete jetzt schlechte Geschäfte machen, ist für die Volkswirtschaft und das Allgemeininteresse ein großer Gewinn. Es ist eben durchaus nicht wahr, daß diese „Gewerbe" in dem Umfange, wie sie sich heute breit machen, notwendig und nützlich sind. Ihre Inhaber und Angestellten haben gar nicht ein Recht, zu sagen, wir wollen und müssen auch leben, gebt uns mehr Zuspruch und Verdienst! Sie sind die letzten, die man zu bedauern hat, wenn sie ihre Zinse nicht mehr bezahlen können und ihre Lokale schließen müssen. Wer ein volkswirtschaftlich nicht notwendiges, sondern überflüssiges oder gar direkt das Volkswohl schädigendes Gewerbe betreibt, dessen Klagen darf und soll man nicht ernst nehmen. Er leiste nützliche Arbeit, statt den Schmarotzer oder Blutsauger am Volkskörper zu machen. Gerade solche Kriegszeiten machen eben offenbar, w a s entbehrlich wäre, wie nötig das Mißtrauen gegen sogenannte „Bedürfnisse", z. B. nach neuen Wirtschaften oder der Beibehaltung alter ist, wie oft es nur am Mut und der Tatkraft der Behörden fehlt, wenn diese oder jene Mißbräuche überhand nehmen. Nehmen wir z. B. das Verbot des Verkaufs von Trinkschnaps durch das eidgenössische Alkoholamt. Die Begründung dieses Verbots für die Kriegszeit ist fast Wort für Wort auch für Friedenszeiten zutreffend. Schnaps ist in Friedens- wie in Kriegszeiten nicht nur ein sehr unnötiges und entbehrliches, sondern auch ein sehr s c h ä d l i c h e s Erzeugnis. Wir werden sehen, ob dann unsere Behörden den Mut haben werden, auf die Reklamationen der Schnapsinteressenten hin ihr Nein aufrecht zu erhalten! Aehnlich steht es mit dem Verbot, Kartoffeln in die Brennereien zu liefern. Auch dieses wäre in Friedenszeiten ganz ebenso berechtigt und zweckmäßig, statt daß wir genötigt sind, meist minderwertige Kartoffeln in Menge aus dem Ausland einzuführen. Wenn einige Dutzend Brennereien ihre Betriebe schließen und ihre Inhaber und Angestellten anderen Verdienst suchen müssen, um so besser. Nicht jeder Verdienst ist eben gleichberechtigt und nicht jeder Bürger kann jetzt beanspruchen, daß ihn sein Beruf nähre.

Das gilt aber mindestens so sehr auch für den Beruf der „Kapitalisten" verschiedenster Art. In Wirklichkeit steht die Sache doch so, daß diese Leute in einer Volkswirtschaft gewissermaßen Reservezellen darstellen, in welchen Vorräte für Notzeiten angesammelt werden. Treten dann solche Notzeiten ein, so muß es als selbstverständliches Recht der Allgemeinheit gelten, von diesen Reserven zu gunsten Aller zehren zu können. Es ist daher ganz gewiß berechtigt, die finanzielle Last der Kriegszeit möglichst auf diese Leute zu legen. Wir begrüßen daher grundsätzlich die Erhebung einer progressiven K r i e g s s t e u e r auf den größeren Einkommen- (z. B. von Franken 6000. — an) und auf den Kapitalvermögen ungemein. Sie ist die e i n z i g e wirklich g e r e c h t e Art, die Folgen der Kriegszeiten zu verteilen. Wir ziehen die Kriegssteuer auch

den freiwilligen Kriegsanleihen bei weitem vor. Denn erstlich beteiligen sich an letzteren oft solche, die es am besten vermöchten, nur in bescheidener Weise, und namentlich muß die Allgemeinheit solche Anleihen verhältnismäßig sehr teuer verzinsen und erreicht also damit keine wirkliche Erleichterung und Abwälzung der Last.

Wir Christen haben zu allerletzt das Recht, uns gegen eine solche von der Eidgenossenschaft gleichmäßig in allen Kantonen zu erhebende Kriegssteuer zu wehren. Denn die Aufrichtigkeit des Christenglaubens ist viel weniger an der mehr oder weniger großen Bibelfestigkeit, oder an den religiösen Ansichten und Aussprüchen, oder am Eifer zum Beten und Singen und Versammlungen besuchen erkennbar, als an der Bereitwilligkeit ohne viel Klagen, Schimpfen und Widerstreben, sondern selbstverständlich und willig von seinem Geld und Vermögen für die Bedürfnisse dieser Kriegszeit herzugeben und damit andern mit gutem Beispiel voranzugehen. Mit dem Patriotismus ist's die gleiche Sache: Sich für die Besetzung unserer Grenzen und die Verteidigung unserer Unabhängigkeit zu begeistern, bei militärischen oder zivilen Unternehmungen eine Rolle zu spielen, und seine Pflicht vielleicht wacker zu tun, schriftlich und mündlich sich als vaterlandstreuer Schweizer zu bezeugen, andere zur Hingabe ans Vaterland und Leistung aller verlangten Opfer ermahnen zu helfen, ist schön und recht. Aber der *entscheidende* Prüfstein für die Aechtheit des Patriotismus ist doch wieder das Geld, das Verhalten, wenn in Form von Steuern oder anderswie bare Zahlung im Namen des Vaterlandes verlangt wird. Wir denken dabei natürlich nicht an die, welche nicht zahlen können, weil ihr Einkommen und Besitz durch den Krieg bereits stark beeinträchtigt werden, sondern an solche, die es haben und vermögen, trotzdem teilweise ihre Zinse und Coupons erst verspätet oder gar nicht eingehen. Die Zahl derer, die in ihrem Besitz noch sehr wenig geschädigt sind, ist immer noch recht groß im Schweizerland. Ob solche seufzend und widerstrebend, oder ruhig und willig zahlen, das ergibt den zuverlässigsten Anhaltspunkt für den Wert ihrer Vaterlandsliebe. Schon nur, um einmal die Probe darauf zu machen, wäre die Erhebung einer eidgenössischen Kriegssteuer eine sehr wertvolle und lehrreiche Maßregel.

Es wird sich eben leider beim Sparen und Steuern eine gemeinsame Erscheinung zeigen: Viele von denjenigen, welche das Sparen am wenigsten nötig hätten, stürzten sich am raschesten auf diese patriotische Pflicht, und viele von denen, die Hypothekentitel, Obligationen und Aktien aller Art in hohen Beträgen ihr eigen nennen, entrüsten sich und klagen am meisten, wenn man von ihnen entsprechend hohe Kriegsbeiträge verlangt. Wie sie vor allem möglichst an *andern* zu sparen suchen, indem sie Löhne und Gehälter herabsetzen, Angestellte entlassen, Aufträge annullieren, Bargeld und Lebensmittel für sich vorweg aufspeichern, so gehören sie gerne auch zu denen, welche vorziehen, daß die Behörden die Geldmittel zum Krieg meinetwegen durch Tabakmonopol, durch Sammlung von Beiträgen, oder auch durch gut verzinsliche Anleihen beschaffen, weil sie dann freiwillig dafür geben können, was ihnen beliebt und sie nicht belastet. Aber eben gerade deshalb ist eine Kriegssteuer viel richtiger und gerechter, weil sie es nicht dem Belieben des Bürgers überläßt, was er zahlen und wie hoch er sich belasten will, sondern ihm vorschreibt, ihn nötigt, so viel an die allgemeine Last beizutragen, wie es seinem Vermögen und Geld, und nicht nur seinem fast ausnahmslos bescheiden dahinter zurückbleibenden guten Willen gefällt.

Leider kann man beim Sparen weniger leicht eine ausgleichende Korrektur anbringen. Glücklicherweise geht zwar der bisherige Rechtsstillstand bald zu Ende, so daß wenigstens das „Sparen" durch nicht bezahlen der Schuldigkeiten aufhören muß, und damit ist schon viel geholfen. Der Ausgleich liegt hier darin, diejenigen am Sparen zu *hindern*, welche aus bloßer blinder Angst vor dem Krieg ihr Geld mit allen zehn Fingern festhalten, einschließen oder vergraben. Und ihrer sind sehr viele. Es klingt merkwürdig und ist doch wahr, daß in solchen Zeiten das Sparen bei den einen ebenso sehr ein Fehler, ein das Vaterland schädigender Geiz genannt werden muß, als es bei andern eine Notwendigkeit und eine Tugend ist. Aber ein untrüglicher Maßstab, nach dem in jedem einzelnen Fall beurteilt werden kann, ob diese oder jene zu viel oder zu wenig sparen, ist schwer zu finden. In der Kritik an bestimmten Drittpersonen wird man daher gerechterweise zurückhaltend sein müssen. Nur so viel ist sicher: Wer an andere Leute Ansprüche macht oder für sich selber möglichst ungestört die bisherige Behaglichkeit weiter genießen will, wer weniger an sich selber, als an andern Leuten, an Dienstboten, Angestellten, Arbeitern zu sparen sucht, wer bei allen Hilfeleistungen und Sammlungen, bei öffentlichen Anliegen und Steuerforderungen kargt, klagt und schimpft, ist jedenfalls ein zweifelhafter Patriot, Bürger und Christ.

Ein besonderer Fall ist der jetzt ziemlich häufig vorkommende, daß ein Geschäftsinhaber und Arbeitgeber seine Angestellten nur mit namhaft geringerem Lohne weiterbeschäftigen will. Namentlich die sozialdemokratische Presse klagt häufig darüber und nennt es profitgierige Ausbeutung. Dieses Urteil wird *berechtigt* sein überall dort, wo für einen um 30—50 % herabgesetzten Lohn die *bisherige* Arbeitszeit und Arbeitsleistung verlangt wird. Dafür ist schwerlich eine anständige Begründung denkbar. Denn entweder hat ein Geschäft tatsächlich genügende Beschäftigung zur vollen Weiterführung des Betriebs, und dann soll es seine Arbeiten auch voll zahlen oder ihnen, in Anbetracht des Kriegsrisikos höchstens 5—10 % Einbuße zumuten, aber eigentlich auch das nur bei Geschäften von geringer Kapitalkraft. Oder aber es ist eine starke Verminderung der Aufträge und des Betriebes tatsächlich eingetreten, dann soll vor allem dementsprechend die *Arbeitszeit* herabgesetzt werden. — Daraus entsteht den Arbeitenden schon Lohneinbuße genug. Auch noch den Lohnansatz stark zu vermindern kann in solchem Fall fast nicht anders, als mit unpatriotischer Ausbeutung der Notlage bezeichnet werden. Immerhin ist soviel sicher, daß *gegenseitiges* Entgegenkommen der Beteiligten gefordert werden darf. Aber wie beim Sparen und Steuern soll auch hier in allen Fällen die goldene Regel gelten: *Den stärkeren Schultern die stärkere Last.* Wer außer seiner Arbeitskraft noch Vermögen und Kapital besitzt, von dem kann verlangt werden, daß er davon willig hergebe und einbüße. Wer nichts hat, als seine Arbeitskraft und unsichere Verdienstmöglichkeiten, ist in Kriegszeiten sowieso am schlimmsten dran.

O. L.

Umschau.

Ein klägliches, aber sehr lehrreiches Resultat hat der von Professor Emery in Lausanne angeregte, van der Schweiz. Reformierten Kirchenkonferenz an sämtliche Kirchen Europas erlassene Aufruf zu einer **kirchlichen Friedenskonferenz** gehabt. Er wurde an 111 Kirchen und Kirchenbehörden, eingeschlossen die katholische Kirche, gesandt. Die römische Kirche hüllte sich aus begreiflichen Gründen, so kurze Zeit nach dem tripolitanischen Krieg, in Schweigen; auch sonst wäre es gewiß gegen ihren Grundsatz gewesen, auf eine Anregung, die nicht von *ihr* ausging, zu antworten. Ebenso schwieg die griechisch-katholische Kirche. 29 protestantische Kirchen und zwei christkatholische Kirchen haben ihre Teilnahme zugesagt. Absagen erteilten 9 protestantische Kirchen, nämlich 6 Landeskirchen in Deutschland, 2 französische Kirchen und der deutsche evangelische Kirchenausschuß. 62 Kirchen haben überhaupt nicht geantwortet, wohl zum Teil wegen der Haltung des deutschen evangelischen Kirchenausschusses, der die sämtlichen evangelischen Kirchen Deutschlands repräsentiert.

Dieser Mißerfolg ist eine drastische Beleuchtung des Staatskirchentums. Es wurde ja in dem Aufruf nicht einmal ein aktives Eingreifen in die Politik verlangt, sondern einfach eine Kundgebung in der Art und Weise der sozialdemokratischen Friedenskonferenz in Basel. Aber so sehr sind diese Kirchen „von dieser Welt", daß sie nicht einmal *das* wagten. Wie können solche Kirchen noch etwas fürs Gottes Reich tun?

* * *

Von erquickendem Freimut ist die **Kundgebung** der **englischen Arbeiterpartei**, die in einem Kopenhager Blatt erschienen ist. In diesem Manifest heißt es:

„Es ist ebenso unrichtig zu sagen, daß die englische Politik völlig weiß und die deutsche völlig schwarz gewesen, wie zu sagen, daß die deutsche Politik völlig richtig und die englische völlig verwerflich sei. Selbst wenn jedes Wort im englischen Weißbuch wahr ist, fehlt doch die weitere Beweisführung. Es sei zugegeben, daß Grey in den Tagen, die dem Krieg unmittelbar vorausgingen, für den Frieden arbeitete. Das war aber zu spät, er hatte selbst viele Jahre lang mit den anderen Diplomaten den Abgrund gegraben und ein wahres, weises, staatsmännisches Genie hätte das sichere Resultat vorausgesehen und vermieden. Nicht die serbische oder belgische Frage hat dieses Land in den fürchterlichen Kampf geworfen. Großbritannien steht nicht im Kampf für unterdrückte Nationen oder für Belgiens Neutralität. Wäre Frankreich durch Belgien in Deutschland eingerückt, wer glaubt da, wir hätten Feindseligkeiten gegen Frankreich eröffnet? Hinter dem Rücken von Parlament und Volk gab Grey Frankreich heimliche Versprechen, deren Existenz er leugnete, wenn er gefragt wurde. *Darum* steht *dieses Land nun im Angesicht* des *vollständigen Ruins und vor* der *stahlharten Notwendigkeit* des *Krieges.* Verträge und Abmachungen haben Frankreich gezwungen, sich ins Schlepptau nehmen zu lassen vom despotischen Rußland und England von Frankreich. Aber jetzt kommt das alles zutage und die Männer, die die Verantwortung tragen, sollen zur Rechenschaft gezogen werden. England hat sich selbst hinter Rußland gestellt, die reaktionärste, korrumpierteste und unterdrückendste Macht in Europa. Läßt man Rußland seine territorialen Wünsche befriedigen und seine Kolonialmacht ausdehnen, so läuft die Zivilisation und die Demokratie ernstliche Gefahr. Und dafür hat England das Schwert gezogen!"

* * *

Solidarität. Beinahe die Hälfte der Mitglieder des Schweiz. *Typographenbundes* stehen unter den Fahnen, teils im Inland, teils im Ausland, oder sind durch die Geschäftsstockung infolge des Krieges arbeitslos geworden. Die übrigen aber, soweit sie voll beschäftigt sind, bringen zu ihren gewöhnlichen Beiträgen von Fr. 2.— bis 2.20 in der Woche noch *Extraleistungen* von wöchentlich Fr. 2.— bis Fr. 5.—, damit die Kassen den an sie gestellten Anforderungen möglichst genügen können. Das ist nicht nur ein schönes Zeugnis der Kameradschaftlichkeit, sondern auch ein Beweis für den Segen einer starken gewerkschaftlichen Organisation.

Die *festbesoldeten Beamten*, Lehrer und Pfarrer des Kantons Zürich haben einen *Beamten-Hülfsfond* gegründet zu gunsten der Notstandsaktion von Privaten, Städten und Gemeinden im Kanton, indem viele von ihnen freiwillig auf einige Prozente ihrer Jahresbesoldung verzichteten. Der Beitrag wird vom Monatsgehalt abgezogen. Dieses Vorgehen verdient Nachahmung in allen Kantonen. Die festbesoldeten Beamten können doch nicht dankbar genug sein, daß ihnen die Sorgen um das tägliche Brot durch das Fixum erspart sind. Jener freiwillige Verzicht ist nichts als ein schuldiges Dankopfer zu gunsten der Vielen, die jetzt arbeits- und verdienstlos sind.

Weitere Mitteilungen über diese Aktion der Staatsbeamten sind erhältlich von Herrn Dr. Hans Peter, Sekretär der kant. Baudirektion in Zürich.

* * *

Eine merkwürdige Schule. Leonhard Rosenthal hat im Jahr 1911 in Paris eine Hilfsschule für gescheiterte Angehörige geistiger Berufe gegründet. Sie will an Stelle des vielen, aber aus irgend einem Grund unnützbaren Wissensstoffes, den ihre Pfleglinge gewöhnlich mitbringen, praktische Fertigkeiten in mehr technisch gerichteten Berufen vermitteln und ihnen so für das Leben zu einer sichern Existenz verhelfen. Die Erfolge sind befriedigend. Die Schule hat vielen Gescheiterten wieder aufgeholfen. Es gibt bisher keinen Schüler, der nicht nach Beendigung der Schulzeit (nach 7 Monaten) durch Empfehlung des Direktoriums und durch eigene Tüchtigkeit wieder emporgekommen wäre. Das will viel heißen bei einer Altersschichtung der Zöglinge, die zwischen 20 und 60 Jahren schwankt. Die Schule wurde mit 12 Schülern eröffnet; jetzt ist sie schon für 300 eingerichtet. Man nimmt die durch das Leben mürbe gemachten und im Charakter gefestigten Besucher der Rosenthalschule gern für allerlei Posten, wo es sich mehr um Verläßlichkeit und Ausdauer, als um besondere Kunstfertigkeiten handelt.

* * *

Soldatenstuben, wie sie die christlichen Jünglingsvereine und das Blaue Kreuz errichten, sollten überall zu finden sein, wo unsere Truppen kantonnieren. Eine schöne Anzahl ist schon eingerichtet, aber vielerorts fehlen sie noch. Das Bedürfnis steigert sich mit dem Heranrücken der rauhen und regnerischen Jahreszeit. Wir erinnern darum nochmals an unsern in Nr. 47 erlassenen Aufruf und erneuern die Bitte um Zuweisung von Geld und guter Lektüre an folgende Sammelstellen:

St. Gallen: Teufenerstraße 4, Sekretär Lutz;
Zürich: Sihlstraße 33, Hr. Herder;
Basel: Aeschenvorstadt 22, Bureau der evang. Jünglings- und Männervereine;
Bern: Fritz Oderbolz, Bundesagent, Oberdießbach.

Das Material wird eventuell auch gerne abgeholt.

Empfehlenswerte Bücher und Schriften.

Drei Kriegspredigten sind im Druck erschienen von Kutter („Ihr seid alle Brüder") Benz und Schädelin, die jede wieder in ihrer besondern Art eine Hilfe zur Orientierung in den gegenwärtigen Wirren bietet.

Aktuell wird nunmehr wieder das Lebensbild der edeln **Florence Nightingale**, der Begründerin des Krankenpflegewesens im Krieg. J. Fritz hat dieses Leben in einem guten Buch beschrieben (Eine Heldin unter Helden, Verlag der Evang. Gesellschaft in Stuttgart 1914. Preis geb. Fr. 3.35). So sonderbar nur, daß der Verfasser die aggressive Redeweise entschuldigen zu müssen glaubt; es ist ja eine so unverblümte, undiplomatische Art Wahrheiten zu sagen im Gegenteil eine wahre Erquickung! Das Leben der edlen Frau ist ein Dokument englischer Nachlässigkeit und christlicher Hingebung. F. S.

Verbandsvereine.

Evangelischer Arbeiterverein Basel.

Die schweren politischen Ereignisse haben unsere Vereinstätigkeit seit zwei Monaten zum guten Teile lahm gelegt. Viele unserer Mitglieder stehen im Feld, davon eine ganze Anzahl in deutschen Diensten. Mehr als sonst bildet das Ergehen der Vereinsfreunde Gegenstand des Gesprächs und der Teilnahme in unseren Lokalen, und dankbar wird jede Meldung von der Front begrüßt und diskutiert. Wir schätzen uns glücklich, daß bis jetzt keine Hiobsbotschaft eingetroffen ist. Alle, die daheim bleiben dürfen, verspüren mehr oder weniger hart die Folgen des Weltkrieges: Verteuerung wichtiger Lebensmittel, empfindliche Lohnreduktion, Not eingetretener oder drohender Arbeitslosigkeit. Doppelt schwer wird es empfunden, daß es uns der bestehende Kohlenring unmöglich gemacht hat, für unsere Mitglieder einen Lieferungsvertrag für Brennmaterial abzuschließen; in frühern Jahren boten uns die Vertragsfirmen wesentliche Vorteile. Der Vorstand studiert noch die Frage der Versorgung mit billigem Brennholz. Wenn einmal die Bahnverbindungen mit dem Ausland wieder hergestellt sind, dürften wir in den Fall kommen, den Mitgliedern günstige Offerten zu machen.

Mit Bedauern mußten wir auf den beschlossenen Familienspaziergang verzichten. Abgesehen davon, daß der Weg zu unserem Ziel durch militärisch abgesperrte Gebiete führt, konnten wir es nicht verantworten, unsere Mitglieder jetzt zu einer nicht absolut nötigen Ausgabe zu veranlassen. Als Ersatz ist für den Oktober ein Unterhaltungsabend in Aussicht genommen, zu dem die Musiksektion die Anregung gegeben hat. Bereits hat auch die Gesangssektion die Arbeit aufgenommen und ihre Mitwirkung freudig zugesagt. Herr Pfarrer Benz ist bereit, bei diesem Anlasse zu berichten, wie in Basel durch allerlei Hilfsaktionen der Not begegnet wird. Der Vorstand hofft, den Abend in den Dienst der Arbeitslosenfürsorge stellen zu können.

Für die Winterarbeit ist bereits vorgesorgt; mehrere Referate sind zugesagt. Ende September wird Herr Maag die Frage beleuchten, inwieweit wir bis jetzt wirtschaftlich den Krieg bestanden haben, und welche Aussichten auf die Zukunft sich ergeben. Für den Oktober ist ein Vortrag von Herrn Missionsinspektor Oettli über das eminent soziale Thema: „Die Mission als Anwalt der Eingeborenen" in Aussicht genommen. Wir zählen auf reges Interesse und Mitarbeit unserer Vereinsgenossen!

Herzlich leid tut uns die Kunde, der „Freie Schweizer-Arbeiter" müsse sein Erscheinen mit heutiger Nummer einstellen! Wir hatten in ihm einen mannhaften, unerschrockenen Vertreter und Verfechter der Ziele und Grundsätze der evangelischen Arbeitervereine. Wenn auch sein Einfluß sich nach außen nicht in großen Wirkungen äußerte, hat er doch in manchen Kreisen die Gemüter geweckt und Verständnis und Interesse gepflanzt für soziale Fragen und Probleme. Der evangelisch-soziale „Freie Schweizer-Arbeiter" wird eine Lücke hinterlassen, die auch in unserem Vereine schmerzlich empfunden wird. Aufrichtigen und großen Dank aber schulden wir den Männern, die durch ihn Jahre hindurch in exponierter Stellung für unsere Ideale gekämpft und kein Opfer an Zeit, Kraft und Mitteln gescheut haben! W.

Der Luknegaard.

Ein Bild aus dem norwegischen Bauernleben.

Von M. Thoresen.

Aus dem Norwegischen übersetzt von E. P.

(Schluß.)

„Hier ist nicht Zeit zu vielen Worten," versetzte Thure, indem er hastig die Zügel wieder an sich riß. „Ich weiche nicht von Dir; will unser Herrgott Dir helfen, so hilft er mir wohl auch."

„Du hast noch viel Gutes vom Leben zu erwarten," wandte das Mädchen ein.

„Was ich Gutes zu erwarten habe, hängt von Dir ab," erwiderte Thure weich und sah sie bittend an.

„Ist es Dein Ernst?"

„Ich nehme Gott zum Zeugen!"

„So sei es denn in Gottes Namen", seufzte sie, die Hände faltend, indem sie Thure zum erstenmal einen Blick der Liebe gönnte.

„Unser Herrgott wird uns schon aushelfen!" rief er freudig, indem er die Zügel auf's Neue ergriff und das Pferd antrieb, so daß die Eisschollen wie Funken und Sterne um sie her sprühten.

Aber in des armen Tieres Adern rollte nicht dasselbe feurige Blut wie in denjenigen des jungen Mannes; es nahm wohl einen tüchtigen Anlauf, dann aber ließ es allmählich wieder nach; es hatte schon seine besten Kräfte drangesetzt. Hinter ihnen ließ sich das Geräusch der Hufschläge des nacheilenden Pferdes immer deutlicher hören, und noch lag das gefährlichste Stück Weges vor ihnen, wo die Fjordöffnung sich erweiterte und das Eis schwächer war wegen der darunter befindlichen Strömung, die es nach und nach von den Ufern loslöste. Es befanden sich auch in dieser Gegend zwischen den Klippen mehrere einzelne Bauernhöfe, deren Bewohner des Fischfanges wegen Waake ins Eis zu hauen pflegten. Erst wenn diese ungefähr eine halbe Meile lange Strecke vorbei war, ging der Weg wieder über Land nach der Seite hin, wo der Pfarrhof lag.

Unterdessen verminderte sich der Abstand zwischen den beiden Schlitten immer mehr; Thure schaute sich beinahe blind, um nur einige Wegspuren zu finden, und je ängstlicher er spähte, desto schlaffer hielt er die Zügel. Er konnte sich nicht von dem Gedanken losmachen, daß, wenn Alles gut ging, das Mädchen sein war, und es mußte gut gehen. Was er aber an Glück gewonnen hatte, das verlor er an Mut, denn die Verantwortung, die er auf sich genommen, hing schwer über ihm, und die donnernden Hufschläge kamen immer näher.

Da machte das Pferd plötzlich einen Seitensprung und blieb, wie vor etwas scheuend, stehen; es schüttelte die Mähne, spitzte die Ohren und schnaubte heftig. In demselben Augenblick eilte ein Wolf vom Lande her pfeilschnell über das Eis hin an das andere Ufer, und hinter ihm ertönte aus einem kleinen Wald ein langgezogenes, fürchterliches Geheul. Ein Schauer überflog das Pferd, das mit einem Satze zurückwich, sich dann auf den Hinterbeinen erhob, ein lautes Gewieher ausstieß und sodann in rasendem Laufe weitersetzte, während die Eisstücke wie Hagelschauer herumflogen. Thure verging beinahe Hören und Sehen; er zog die Zügel so fest an, daß sie ihn in die Hände schnitten, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, das wie rasend gewordene Tier zu lenken. Vorwärts ging es über das krachende Eis in wilder, verwegener Flucht um die Wette mit dem Tod — wer gewann?

Die grauen Wolken hingen noch über den Klippen, und nur ein schmaler Lichtstreif gegen Osten hin deutete auf den kommenden Tagesanbruch. Immer weiter eilte das schnaubende und schäumende Pferd, doch ging es allmählich nur mehr stoßweise; das arme Tier hatte wohl der drohenden Gefahr entrinnen können, nicht aber der Altersschwäche.

Thure hatte es endlich wieder in seine Gewalt bekommen, und da der Fjord sich hier noch mehr erweiterte, hielt er einen Augenblick an, um wo möglich den Weg zu entdecken, der, wie er sich zu erinnern glaubte, hier irgendwo in der Nähe auf das feste Land und nach dem Pfarrhof führte.

Einen Augenblick atmeten alle Drei auf, und die jungen Leute horchten zurück nach den Verfolgern. Kein Laut unterbrach die Todesstille, welche rings um sie her herrschte.

„Es ist, als ob sie auf halbem Wege sich eines Bessern besonnen hätten, wie an jenem Abend," bemerkte Thure halblaut.

Da, auf einmal ließ sich ein feiner, schneidender Klang über das Eis her hören, von Ufer zu Ufer eilend, gleich demjenigen einer zersprungenen Saite. Wie fein und scharf dieser Laut auch war, so erfüllte er doch den ganzen durch die Felsen eingeschlossenen Raum.

„Das Eis ist geborsten," sagte Aagot mit einem leisen Schauer und drückte sich fest an Thure an.

Der junge Mann blickte hastig und vorsichtig umher und zog die Zügel an. Das Pferd holte noch einmal zum Sprunge aus und schüttelte die Mähne — in demselben Augenblick aber stieß es etwas wie einen langgezogenen Seufzer aus und fiel tot zu Boden. Thure sprang sogleich vom Schlitten herab; es war aber nichts mehr zu machen. Der arme Gaul hatte alle die Kräfte, mit denen er sich vielleicht noch einige Jahre durchs Leben hätte schleppen können, an die wilde Fahrt gesetzt und jetzt sein Leben ausgehaucht. Aagot kam nun auch herzu und strich liebkosend den noch dampfenden Rücken des treuen Tieres. Die Mutter hatte immer um Lebensfrist für das arme Tier gebeten, obschon es keinen rechten Nutzen mehr gewährte. Seit ihrem Tode hatte Aagot mit Sorgfalt es gepflegt, und das war ihr jetzt zehnfach vergolten worden. Sie beugte sich mit tränendem Auge über den toten Freund nieder, und Thure stand traurig an ihrer Seite; eine Ahnung von größerem Unglück befiel sie Beide, und das bleiche Morgengrauen über den Felsen schaute hoffnungslos auf sie hernieder.

Doch das tote Pferd mußten sie hier liegen lassen, und für sie selbst gab es jetzt nur einen Ausweg, den sie ohne Zögern einschlagen mußten. Bei dem zunehmenden Tageslicht fanden sie endlich die Stelle, die vom Eise auf das Land führte, und am frühen Vormittag sah man sie Hand in Hand dem Pfarrhofe zuwandern. Die Leute, die ihnen begegneten, schauten sie wohl ein wenig groß an, denn man war solches nicht gewohnt, selbst von denen nicht, die doch die Absicht hatten, zusammen durch's Leben zu wandern: der Bursche ging sonst meist voran, und das Mädchen folgte scheu und zögernd hinter ihm her. Aber die Schrecken dieser Nacht hatten Thure und Aagot so sehr erschüttert, daß sie nicht an solche Rücksichten dachten. Sie verhehlten sich auch nicht, als sie eine Weile später vor den Pfarrer traten, daß die Einsegnung ihrer Ehe für sie der Eingang zu einem beschwerlichen und mühevollen Leben sein werde; doch war ein Jedes von ihnen so gewiß, sein Glück im Andern zu finden, daß sie getrosten Mutes den kommenden Mühsalen entgegen gingen.

Aber was war denn aus den Zwillingen geworden? Erst am folgenden Tag vernahm man, daß sie nicht wieder nach dem Luknegaard zurückgekehrt waren, und daß niemand wußte, wo sie sich befanden. Es half Lars Björn nichts, daß er wie ein Wütender sich gebardete und jedermann, der zu ihm kam, grimmig anfuhr; man konnte ihm keinen andern Bescheid geben, als daß das beste Pferd und der beste Schlitten zugleich mit seinen Söhnen vermißt wurde — was sonst geschehen war, darüber herrschte ein undurchdringliches Geheimnis.

Aber jener scharfe, klingende Ton, welchen Thure und Aagot gehört, und mit welchem das Eis geborsten

war, hatte nicht nur das eine Ufer vom andern, sondern zugleich den Winter vom Frühjahr getrennt; denn bald darauf war während einigen stürmischen Tagen und Nächten die ganze Eisdecke überall geborsten, und man erzählte sich mit Schaudern, daß die beiden Luknegaardssöhne von einer Eisscholle an's Land getrieben worden seien, daß sie einander fest umschlungen hielten, und daß es unmöglich gewesen sei, diese im Tode steifgewordene Umarmung zu lösen.

Da also, wo der arme, vom Schreck gejagte Gaul die zwei jungen Leute glücklich hinübergebracht hatte, da hatten die zwei Brüder auf ihrer rasenden Fahrt mit dem starken Pferd ihr Grab gefunden.

Und diese feste Umarmung, bedeutete sie eine plötzliche Versöhnung in der Stunde des Schreckens, oder war es der letzte Versuch einer glühenden Eifersucht, womit ein Jeder den Andern verhindern wollte, zum Ziele zu gelangen, das er selbst nicht mehr erreichen konnte?

Vom Luknegaard hörte man nichts Gutes; die Zwillinge waren mit großem Prunk zur Erde bestattet worden, und Lars Lukne, beinahe immer bettlägerig, rechtete mit Gott auch über diesen Verlust, wie er es schon bei den vorhergehenden getan hatte, und verstockte sein Gemüt, anstatt das Gericht des Herrn anzuerkennen und sich zu demütigen.

Aagot, die auf dem Pfarrhofe geblieben war, sandte Lars einen Gruß und ließ ihn fragen, ob sie zurückkommen und ihn pflegen dürfe; aber ihre Botschaft wurde mit bitterem Hohn erwidert, und so blieb sie, wo sie war. Auf diese Weise verging der ganze Sommer, und der Herbst kam; Regen und Nebel machten die Luft trübe, und über die Felsen und Bergabhänge sickerten tausend kleine Bäche, die der Fjord in trübem, unsicherem Wiederschein abspiegelte.

Auf dem Luknegaard sah es immer trauriger aus; Lars konnte das Bett nicht mehr verlassen, und die Pflege, die ihm von Mietlingshänden zuteil wurde, war notdürftig genug. Die Dienstboten taten nur, was ihnen gefiel; er war ihnen nie ein liebreicher Herr gewesen, und jetzt ließ sein Elend sie auch kalt und gleichgültig. Mochte er das Essen nicht, das ihm dargeboten wurde, desto schlimmer für ihn, man ließ es stehen bis zur nächsten Mahlzeit; nahm er es dann noch nicht, so waren bald ungebetene Gäste da, die es mit Gier, aber ohne Dank, verzehrten. Zuweilen raffte sich dann Lars in seinem Zorne noch auf, nicht mehr zu einem Bärenkampfe, wohl aber zu einer ebenso ohnmächtigen, als fruchtlosen Jagd auf ein paar Ratten, die einander die Schüssel streitig machten und sich in ihrem gegenseitigen erbitterten Kampfe so wenig um Lars und sein Geschrei kümmerten, daß sie keinen Finger breit wichen. Dann überlief den alten Mann ein kalter Schauer, und zum erstenmal in seinem Leben empfand er das Gefühl der Furcht.

Nach und nach vernahm man im Pfarrhofe immer schlimmere Berichte vom Luknegaard, so daß sich Aagot, obwohl ungern, dazu entschloß, dorthin zurückzukehren und dem Stiefvater die Hülfe aufzuzwingen, deren er so sehr bedurfte.

Es war in der Abenddämmerung, als sie dorthin kam, und Lars' Schlafzimmer war schon ziemlich dunkel, als sie behutsam und ängstlichen Mutes zu ihm hineintrat. Schwer und qualmig drang ihr die eingeschlossene Luft entgegen und drohte ihr den Atem zu nehmen. Bald hörte sie ein leises Geräusch in der Gegend des Bettes, und zitternd schlich sie sich längs der Wand nach dem Kopfende hin. Da lag Lars Björn mit geschlossenen Augen und eingesunkenen Zügen, eine lebendige Mumie, und das schwere Atemholen war das einzige Lebenszeichen, welches er von sich gab.

Aagot brach bei diesem Anblick in Tränen aus. Mit sanfter Hand entfernte sie ein Insekt, das eben so zwanglos auf dem Antlitz des alten Mannes umherspazierte, wie ein Sperling auf einem Kornacker. Da schlug Lars die Augen auf und sah sie eine Weile starr an, wie es schien, ohne sie zu erkennen. Aber plötzlich sprühte der alte Zornesfunke aus den so matten und trüben Augen ihr entgegen; er ballte die Faust und schlug damit an die Bettlade.

„Du hast meine Söhne ermordet," stöhnte er kaum verständlich und mit vor Aufregung zitternder Stimme. Aagot wich furchtsam zurück.

„Es war nicht meine Schuld," seufzte sie und ging bekümmert der Türe zu.

Da schien es, als ob zum erstenmale seine Verlassenheit und die schreckliche Hülflosigkeit seines Zustandes sich ihm in ihrem vollen Lichte aufdränge. Er hatte sich, auf seine Hände gestützt, im Bette aufgerichtet und starrte ihr nach; als sie aber nach der Türklinke griff, stieß er einen Schrei aus — — es war ein Schrei des Jammers, der sich bewußten Hilflosigkeit. Stöhnend sank er auf's Lager zurück und weinte. Es war, als ob mit diesen Tränen das letzte Band des Trotzes und des Hochmuts zerrissen wäre, das ihn bisher noch gefesselt hatte.

Aagot blieb nun auf dem Hofe. Die Türen und Fenster wurden geöffnet, daß frische Luft hineindringen konnte; alles wurde gereinigt, und kräftige Nahrung, sowie ein labender Trunk wurde Lars von liebevollen Händen gereicht. Aagot's sanfte, liebreiche Augen ruhten so lange auf den zusammengepreßten Augenlidern des Greises, daß diese nach und nach mit einem dankbaren Blicke sich öffnen lernten. Ein stilles, friedevolles Leben ging über dem Luknegaard auf. Lars rag ruhig da und nahm alles mit Dankbarkeit entgegen. Ueber ihn war ja der Tag gekommen, wo er in Demut das Brot von seinem eigenen Tische wie ein Geschenk annahm — der Tag, wo er, seiner eigenen Kraft beraubt, auf den Knien vor den Thron der Gnade sank.

Endlich, nach einem langen Winter, schien die Frühlingssonne wieder warm über Lars' abgezehrte Züge und gefaltete Hände. Seine Bitte um baldige Erlösung wurde erhört; denn bevor die Sonne in die kalten Nebel sank, war Lars gestorben. Sein letzter Wille war, daß Thure und Aagot den Hof nebst allem, was er besaß, erben sollten, und als er im Frieden entschlummerte, drückten liebevolle Hände seine Augen zu und segneten seine Asche.

Das war die dunkle Geschichte vom Luknegaard.

* * *

Mehrere Jahre waren verflossen, und wieder beleuchtete ein sonnenklarer Tag die kleine Au. Schneeweiße Wölkchen schwammen an dem blauen Himmelsgewölbe, und die Schwalben umkreisten in fröhlichem Fluge ein soeben neu errichtetes, auf vier mächtigen Säulen von Sandstein ruhendes Gebäude. Es war das hübsch und geräumig angelegte neue Wohnhaus, der neue Luknegaard, dem heute das neue Dach aufgesetzt werden sollte. Gewaltige Axthiebe und fröhliche Stimmen klangen in der luftigen Höhe durcheinander. Ganz zuoberst, mitten auf dem Dache, war eine lange Stange aufgerichtet, und um dieselbe standen drei Männer, die etwas Wichtiges vorhaben mußten, denn Aller Augen schauten erwartungsvoll zu ihnen herauf.

Drunten stand eine Schar Leute, und unter ihnen, obschon ein bischen abseits, stand Thure Lukne mit seiner Frau. Er sah stark und blühend aus, und der Blick, den er an jene Stelle auf dem Dache richtete, verriet, daß sein ganzer Sinn dabei war. Aagot, ein wenig blaß, aber eben so anmutig und lieblich wie früher, hielt ein kleines Kind auf dem Arme, dessen blondes Lockenköpfchen an ihre Brust gelehnt war, und an ihrer Seite stand ein kleiner dreijähriger Junge, der sich fest an der Mutter Schürze hielt und mit eben so neugierigen wie verwunderten Augen nach oben schaute.

Endlich wurde der grüne Kranz in Form eines Kreuzes auf das obere Ende der Stange gehißt, und ein donnerndes „Hurrah" erscholl aus jedem Munde, droben und drunten. Darnach machten Flasche und Glas die Runde, und es wurde Gesundheit getrunken auf „das neue Haus und die neuen Leute."

„Und Gott sei Dank, der uns durch Alles hindurchgeholfen hat," fügte Aagot andächtig hinzu, indem sie Thure zunickte und die Kinder an sich drückte. Dann schaute sie wehmütig nach der Stelle hin, wo das alte Haus gestanden hatte. Aber der auf's Neue erschallende frohe Hurraruf gestattete ihren Gedanken nicht länger, bei traurigen Erinnerungen zu verweilen, sondern lockte sie zurück zu dem Feste und der Freude des Tages.

Das alte Haus erhielt einen Seufzer und eine Träne auf seinen Anteil, das neue ein stilles Lächeln froher Hoffnung.